

Meine geistige Heimat.

Von Prof. Josef Weinheber.

Josef Weinhebers Ruf als großer deutscher Lyriker geht heute durch den ganzen deutschen Raum. Lange Jahre im Dunkel stehend, ist der Dichter jetzt ins volle von allen Seiten ihm zuströmende Licht gerückt. Er meistert die Form, wie — wir sprechen das ruhig aus — kein zweiter lebender deutscher Dichter neben ihm. Die folgende Betrachtung dieses Dichters, Denkers und mächtigen Sprachmeisters stellt ein bewundernswertes Bekenntnis zu hoher, reiner Kunst, zu Zucht und zu ihm angeborener Ehrfurcht vor der Sprache dar. Sein Bekenntnis verträgt keine Kompromisse. Dichten heißt für ihn, ein hehres Amt versehen. Ihr, der Kunst, seiner „Herrin“ zu dienen, ist ihm unerbittlichste Verpflichtung. „Dein Reich ist furchtbar, dir zu dienen hart.“ Diesen Gedankengängen Josef Weinhebers zu folgen, bereitet, wie immer man sich zu seiner Disziplin stellen mag, hohen Genuß.

Hans Feigl.

Den beiden physischen Grundlagen jeder geistigen Entwicklung, der Herkunft und der Landschaft, kann ich nicht jene überragende Bedeutung zumessen, die ihnen heute allgemein zugemessen wird. Ich möchte hierbei nicht mißverstanden werden: es ist ja wohl selbstverständlich, daß Abstammung und Umgebung den geistigen Habitus des Künstlers mitbestimmen, seinem Wesen Farbe und Eigenart geben. Das Wesen selbst aber wird nicht daraus geboren. Seine Tiefe und Leidenschaft, sein Überzeitliches wird weder von den Vätern bestimmt, noch von der Landschaft und dem Brauch der Heimat getragen. In Hölderlins Oden ist ebensowenig ein schwäbisches Element wie in meinen ein wienerisches. Ich habe mich in die höchsten geistigen und künstlerischen Bezirke meiner Disziplin vorgewagt, und das heraldische Zeichen meiner Lyrik ist ein tragisch-heroisches Zeichen. Aber mein Vater war Fleischhauer, meine

Mutter Weißnäherin, mein Großvater war Lohnfuhrwerker und meine Verwandten alles andere als geistige Menschen. Ich kann mich aus meiner frühen Kindheit erinnern, mit welcher Verachtung zu Hause über einen Vetter gesprochen wurde, weil er in seiner grenzenlosen Entartung — Schauspieler geworden war. Meine Tante, die, nach dem frühen Tode meiner Eltern, eine Zeitlang mein äußeres Schicksal bestimmte, konnte kaum schreiben und nannte mich einen Phantasten, wenn ich zwischen den mir zukommenden Hantierungen, welche ein kleiner, von ihr betriebener Pferdefleisch- und -wurstverschleiß in Ottakring erforderte, als Siebzehnjähriger hinter dem Ladentisch verstohlen und entrückt etwa die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel oder Schopenhauer oder Nietzsche las. Und das Wienerische in meinen Gedichten? Es ist wahr, ich habe ein Buch „Wien wörtlich“ geschrieben, und ich würde es als einen künstlerischen Mangel empfinden, wenn ich nicht instande wäre, Ton und Farbe meiner Heimatstadt in das geformte Wort zu bannen. Aber dieses Buch darf angesichts meines sonstigen Schaffens doch nur als Nebenwerk angesehen werden, und so, wie ich es gemeint habe: als Verbeugung vor meiner Vaterstadt Wien, als Beweis meiner Zugehörigkeit und Liebe zu ihr. Und vielleicht als leisen Affront gegen einen gewissen Ästhetizismus, der sich zu vornehmen, zu herausgehoben dünkt, um zum Volk herabzusteigen und in einer Mundart zu sprechen, die jenem Ästhetizismus zumeist nicht an der Wiege gesungen worden ist. Und wenn man meinen Gedichten da und dort eine gewisse Musikalität nachsagt, die angeblich ein besonderes Herkommensmerkmal jener anmutigen und rhythmisch bewegten Landschaft ist, in welche Wien hineingebettet liegt, so mag dieser Hinweis in bezug auf das kleine lyrische Lied, auf die Kammerkunst in meinem Werk stimmen. Er versagt vor den Oden und Hymnen, er versagt vor allem vor der künstlerischen Grundhaltung, die weder typisch wienerisch noch auch eigentlich österreichisch ist. Er mag im Hinblick auf die vitale Kraft seine Berechtigung haben, die geistige ist doch wohl aus einer größeren Sphäre geschöpft, die mit dem Wienerischen, dem volkhast

Osterreichischen nicht mehr verbunden scheint als mit dem volkhaft Deutschen, ja ihre wesentlichen Gäfte aus dem Abendländischen schlechtweg gezogen hat, wo jene Genien Europas versammelt sind, die mir zum Kanon wurden: Mafaios und die Sappho, Marc Aurel und Schopenhauer, Dante und Michelangelo, Hölderlin und die Droste. Diese meine künstlerische Grundhaltung ist nicht musikalisch. Und angesichts eines geradezu soldatischen Pflichtbewußtseins, angesichts einer Diensterfüllung im Namen der Kunst, die ich, ohne mißverstanden werden zu wollen, nur preußisch nennen könnte, fällt der Vergleich mit Schubert oder der Hinweis auf ihn in sich zusammen.

Wenn ich mich heute frage, welche Kräfte es waren, die mich zu jenem Künstler heranreifen ließen, als welchen mich heute die ganze deutsche Welt bestätigt, so muß ich sagen: es war das Minderwertigkeitsgefühl, das Leid des Ausgestoßenseins, des Verachtet- und Geringschätzwerdens, einer zwei Jahrzehnte dauernden Wiederhallslosigkeit. Freilich muß ich nun, rückblickend und die Führung Gottes begreifend, wahrhaftig und im Ernste dafür danken, daß mich die Öffentlichkeit so lange verschwieg und bagatellisierte, denn der Gram über diese Haltung hat mich seinerzeit dahingebracht, immer tiefer in meine Tiefe hinabzusteigen, mir und der Welt immer bessere, getreuerere Beweise für mein Können, für meine Künstlerschaft zu erspüren.

Ich habe das auf den verschiedensten Wegen getan. Aber es ist wohl freilich kein Zufall, daß ich sehr bald, von den Vorbildern einer tönenden Aussage weg, von Wildgans und dem mittleren Rilke etwa, in die Nähe jener Künstler geriet, denen die Sprache als solche als das geheiligte Element der Lyrik erscheint. Ich habe auch sehr bald die Gefahren erkannt, die von dorthier drohen, und die Grenzen gesehen, die dem Sprachkünstler eben von der Sprache her gesteckt sind. Ich habe an Rilke, der den Weg folgerichtig gegangen ist, gesehen, daß gerade die Sprachkunst, die ja in einer Klausur, eben in der Muttersprache, besungen bleibt, ein großer Wald ist, darin man sich sowohl verirren als auch ein Haus bauen,

darin man kreuz und quer auf Entdeckungen ausgehen kann — aber einmal und immer wieder einmal stößt der abenteuernde Jäger auf die unerbittliche, unübersteigbare Mauer, die den Wald umgibt.

Da geht es leicht und einfach an, mit dinglich bestimmten Vierzeilern, verfeinert sich, vervielfältigt sich alsbald zum Lied, die Feinheiten einer sorgfältig abgewogenen Vokalisation und Konsonantik rauschen betörend auf, und die Lust an komplizierteren und gesetzmäßig dichterem Formen führt hinüber zum antiken, vor allem aber zum romanischen Versgebilde. Das Gefüge wird streng bis zur fanatischen Kargheit, und die statuenhafte Starre einer solchen Formgebung läßt alsbald die Sehnsucht nach den großen Atembögen des Hymnischen erstehen. Es geht die Stufenleiter hinan bis ins Orphisch-Dunkle, ins Seherisch-Beschwörende, das keine Aussage mehr duldet. Damit aber scheint auch das Ende da zu sein. Die sprachlichen Möglichkeiten, längst nicht mehr zu tagläufiger Mitteilung bestimmt, sind nunmehr auch im Formalen erschöpft. Es ist die Vollendung, es ist das Ende. Der Geist ist in der Sprache vollkommen Leib geworden. Um weiter zu können, müßte der Leib zerstört werden. Aber wer kann in der Sprache auf jenem Weg zurück, den er gekommen ist? Nein, hier gibt es keine Rückkehr vom Geistigen ins Vitale, vom Hymnus hinab in den primitiven Vierzeiler. Wenigstens keine Rückkehr für den Unbedingten, der es seinem Gewissen ersparen will, sich selbst zu wiederholen. Hier gibt es nur Flucht, jene entsetzliche Fahrenflucht vor der Muttersprache, wie sie Rilke mit „Les roses“ vollzogen hat.

Wenn ich nun die Gefahren und die Grenzen meines Werkstoffes kenne und früh erkannt habe, so kann und konnte ich es doch nicht hindern, dem Wort, ja dem Buchstaben jene Wichtigkeit beizumessen, die ihm ein an dem gräßlichen Verfall der Sprache entzündetes Sprachgewissen zuerkennen muß. Es kann ja nichts in der Kunst aus Laune und List geschehen, sofern es nicht sofort als unorganisch entlarvt werden will. Und daß ich mich in einer Zeit der völligen Sprachverrottung feierlich und treu zum Buchstaben bekannte, das ist organisch.

Hier stand das Gemäße gegen den Unfug, das Gesunde gegen das Kranke, wenn immer auch die Kraft, in die Enge getrieben, sich bisweilen auf den Justamentstandpunkt einer fast akademischen Pedanterie zurückziehen mußte. Aus diesem Geist des Widerspruches, der Auflehnung gegen eine aus den Jugen gehende Sprachwelt, gegen den Massenoptimismus der Dilettanten und Prominenten ist meine Ode an die Buchstaben entstanden, die Gedichte Flöte, Trommel, Posaune und andere.

Ich wollte freilich meinem Temperament, meinem Leiden und Träumen nicht bloß ein ziselirtes Detail geben, ich wollte ins Weltthafte, Große, in die Kunst schlechtweg. Und dann: Ich lebte in dem Gefühl einer grenzenlosen Heimatlosigkeit, dem gegenüber das schön gesetzte Wort nicht entsprechen durfte. Ich suchte Heimat, ich träumte mich wie Mörike nach einer fernen Insel, nach einer Insel der Seele hin, aber ich war anders als er bedingt, ich fand nicht zum Idyll, ich entdeckte plötzlich die Größe des antiken Verses. Ihm, seinem Wesen und Wert, bin ich alsbald mit der ganzen Leidenschaft des Heimatlosen nachgegangen. Und hier fand ich, was mir als Ausdruck meines inneren Seins, meiner geistigen Substanz, das einzig Entsprechende schien: den großen, heiligen Casbogen, der den Sturm bändigt und dem Schmerz sein Gesetz gibt; der dem Wort die Facette seines Eigenlebens nimmt, aber die Worte zusammenbindet zum hoheitlichen Strahlenbündel sprachlicher Figur. Ich hatte schon Jahre hindurch antike Verse geschrieben, als ich Hölderlin entdeckte. Die Begegnung war erschütternd. Sogleich versanken die Freunde von früher, der breite Goethe mit, in ein dämmerig unverbindliches Zwielficht. Hölderlin: hier war das Heilige und das Heldische. Hier sprach ein großer Bruder mir die Worte vor, die zu sagen ich noch nicht wagen konnte. Hier war ebensoviel Abgrund als tapferes Wissen darum. Es war eine schrecklich-schöne Zeit: ich liebte — und wehrte mich doch mit aller Macht dagegen, hörig zu werden. Um der übermächtigen Anziehungskraft zu enttrinnen, versuchte ich, aus meiner Disziplin auszubrechen. Als ganz junger Mensch wollte ich ja Maler werden. Die kleine Begabung hiezu, eine fast uner-

widerte Liebe zur Malerei, lief ja immer neben den ernstern Anstrengungen des Dichters nebenher. Ich war auf meinen Italienreisen, und später in Paris, mit den Hauptwerken des Michelangelo bekannt geworden. Und da war es nun plötzlich nicht die Malerei, da stand auf einmal die ungeheure, dämonische, plastische Kraft dieses Gottes, die mich wie ein Ruf von oben in ihren Bann schlug. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen: nun wußte ich, nun erlitt ich die Erkenntnis, was bilden, was gestalten heißt. Der Niederschlag des überwältigenden Erlebnisses ward sofort in den Gedichten sichtbar. Das Bemühen, jenen großen Verkörperungen einer flammenden Idee nahezu kommen, ließ mich die ferne Bruderschaft Hölderlins vergessen, ja verwerfen. Ich lernte Michelangelos Sonette kennen. Zur Tollkühnheit entzündet an solchem Wesen, wollte ich im Wort, im Sonett die steinerne Tat des Gottes — als Mensch versuchen. Und so wie früher aus der Begegnung mit Hölderlin die „Variationen auf eine hölderlinische Ode“ erwachsen, entstanden nun, aus einer tiefen, fast manischen Verehrung heraus, die Michelangelo-Sonettenfränze als Variationen auf Sonette des angebeteten Meisters.

Aber die Luft auf solchen Höhen ist streng. Und wenn nun die Gestalt gerettet schien, so schrie die Seele hier auf der Erde nach Wärme und Brot. Zwischen den Räuschen einer als groß empfundenen künstlerischen Tat hielt sie ihr „Einsamstes Selbstgespräch“, und wilde und verzweifelte Anrufe wandten sich an die Mächte, an Erde, Weib, Volk. Vom Geiste gekommen, war ich im Geiste zu Hause, aber unter den Füßen fehlte die Heimat noch immer. Ich hatte nun große Brüder und Schwestern in meinem Vaterland des Traumes, und sie gehören jetzt wohl dauernd mir. Aber ich darf nicht und ich kann nicht Ruhe finden. Das Gefühl, immer über einem Abgrund zu sein, ist unauslöschlich mit mir mitgeboren. So muß ich immer wieder in den gesicherten und geheiligten Tempelbezirk der Kunst fliehen, um in ihren großen Ordnungen den Sinn, das Gleichgewicht der Welt bestätigt zu finden. Das ist meine Verdammnis, und das ist meine Erlösung.

* * *

Josef Weinhebers Werke.

- Adel und Untergang (Adolf Luser, 1935).
 Vereinsamtes Herz (Paul List, 1936).
 Wien wörtlich (Adolf Luser, 1935).
 Späte Krone, Gedichte (Langen-Müller, 1936).
- Früher erschienen:
- Der einsame Mensch, Gedichte (E. P. Tal & Co., 1920).
 Von beiden Ufern (Burg-Verlag, 1923).
 Das Waisenhaus, Roman (Burg-Verlag, 1925).
 Boot in der Bucht, Gedichte (Kristall-Verlag, 1926).
- Über ihn u. a.:
- Josef Weinheber: Persönlichkeit und Schaffen. Herausgegeben von Adolf Luser. Mit Beiträgen von Karl Maria Grimme, Friedrich Sacher, Adalbert Schmidt und Josef Weinheber (Heimat und Herkunft, Gedanken zu meiner Disziplin, Werk und Zeit, Gedichte). Mit Farbbildern nach Gemälden von Josef Weinheber, einer Bildniszeichnung von Erwin Grienauer und einem Bildnis-holzschnitt von Prof. Herbert Schimkowitz (Adolf Luser, 1935).
- Univ.-Prof. Dr. Franz Koch: Josef Weinheber. In: Lebendige Dichtung. Österr. Monatshefte für deutsches Christum, Jg. 1, Heft 3 (Dezember 1934).
- Dr. Robert Hohlbaum: Josef Weinheber. In: Die neue Literatur. Herausgeber Will Vesper. Jg. 36, Heft 1 (Januar 1935).
- Edmund Finke: Josef Weinheber. Versuch einer Deutung und Würdigung. In: Der Weg. Deutsche Blätter für Österreich. Jg. 2, Heft 7.
- Dr. Robert Hohlbaum: Ein lange verkannter großer Dichter. In: Völkische Kultur. Monatschrift für die gesamte geistige Bewegung des neuen Deutschlands. Herausgeber Wolfgang Nusser. Jg. 1935, Dezember 1935.
- Kurt Matthies: Eine späte Kunde von den Göttern. Zu Josef Weinhebers „Adel und Untergang“. In: Deutsches Volkstum. Monatschrift für deutsches geistiges Leben. Herausgegeben von Wilh. Stapel und Erich Günther. Jg. 18, 1. Heft (Januar 1936).
- Dazu: Kurt Matthies: Noch eine Kunde von den Göttern. In: Deutsches Volkstum, Jg. 18, 2. Heft (Februar 1936).
- Ronald Loesch: Josef Weinheber. In: Inneres Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgegeben von Paul Alberdes und Karl Benno v. Mechow. Jg. 2, Heft 10 (Januar 1936).